

Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft (1977)

Kocka, Jürgen

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kocka, J. (2006). Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft (1977). *Historical Social Research, Supplement*, 18, 47-51. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-288232>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more Information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft (1977)*

Jürgen Kocka

I. Stellenwert der Quantifizierung

Als Karl Marx in den 1840er Jahren die Grundzüge seiner Kritik der bürgerlichen Gesellschaft entwickelte, hatte sich in den deutschen Staaten realiter eine bürgerliche Gesellschaft nur sehr unvollkommen herausgebildet; die deutsche Wirklichkeit jener Zeit war noch zutiefst durch obrigkeitsstaatliche und ständisch-feudale Strukturen geprägt, die unsere Geschichte auch weiterhin mitbestimmen sollten. In Deutschland verfügte man über eine brillante und wirkungsmächtige Kritik der bürgerlichen Gesellschaft lange vor der bürgerlichen Gesellschaft selbst, und zweifellos waren die frühe Entwicklung der Kritik und die verspätete Entwicklung der Sache selbst auch kausal miteinander verbunden.

Einer der Gründe, aus denen ich das Unternehmen QUANTUM e.V. begrüße, ist meine Befürchtung, daß wir hierzulande, auch was die geschichtswissenschaftliche Quantifizierung anbelangt, die Kritik vor der Sache selbst hervorbringen und zwar so, daß die im Kern berechtigten Warnungen vor hypertropher oder unkritischer Quantifizierung die Wissenschaft daran hindern, die zweifellos vorhandenen und noch keineswegs ausgeschöpften Vorteile quantifizierender Verfahren hinreichend wahrzunehmen.

Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft – das bedeutet die systematische Bearbeitung numerisch zusammenfaßbarer und insofern in größerer Zahl ähnlich oder gleich auftretender Quelleninformationen (oder Daten) mit Hilfe vielfältiger arithmetischer und statistischer Methoden zum Zweck der Beschreibung und Analyse historischer Wirklichkeit; diese Methoden reichen vom bloßen Zählen und Klassifizieren in einer deskriptiven Statistik über die Bildung und Anwendung statistischer Indizes bis hin zur Regressionsanalyse und zur Anwendung mathematischer Modelle; man benötigt dazu manchmal nur den Notizblock, manchmal Lochkartensysteme auf Handarbeitsbasis, manchmal aber auch elektronisch arbeitende Großrechenanlagen.

So breit definiert, ist Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft weder ungebrauchlich noch absolut neu; vielmehr haben sich auch einige Fachhistoriker in Teilen ihrer Schriften quantifizierender Zugriffe schon lange bedient und sie tun dies in steigendem Maße. Dies geschieht zum Zweck der Illustration und Präzisierung von Aussagen, die von Mehr und Weniger, von Größer und Kleiner, von Öfter und Seltener handeln, also von Aussagen mit quantitativem Gehalt oder quantitativen Implikationen, die natürlich auch in der geschichtswissenschaftlichen Argumentation häufig sind und auch hier durch Präzisierung an Überprüfbarkeit und Zuverlässigkeit nur gewinnen können. Quantifizierung in diesem Sinne wurde und wird auch in einigen historischen Argumentationen dazu verwandt, das Typische im Sinne des Normalen festzustellen und Abweichungen vom Normalen zu identifizie-

* Reprint from: HSF Vol. 3 (1977), pp. 4-10.

ren. Und quantitative Argumentationen wurden und werden dazu benutzt, Generalisierungen – die ja immer und auch in der Geschichtswissenschaft quantitative Implikationen haben – zu stützen, einzuschränken oder in Frage zu stellen.

II. Tendenz zur Quantifizierung

In den letzten Jahrzehnten hat die Tendenz zur Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft zugenommen, früher und schneller in Frankreich und in den USA, später und verzögert in Deutschland. Mindestens vier Ursachen lassen sich dafür nennen:

1. Das einstmals eindeutiger vorwiegende Interesse der Historiker an individuellen Motivationen und Handlungen, Personen und Ereignissen wurde zunehmend ergänzt und teilweise verdrängt vom Interesse an überindividuellen Strukturen und Prozessen. Verspätet schlugen in dieser Hinwendung zur „Strukturgeschichte“ die elementare Erfahrung von der Geschichtsmächtigkeit kollektiver Kräfte und das Gefühl von der weitgehenden Abhängigkeit des einzelnen von den „Verhältnissen“ auf die Paradigmen der Geschichtswissenschaft durch. Auf diese Weise rückten Untersuchungsgegenstände und Fragestellungen nach vorn, die sich der Quantifizierung weniger entzogen als die ältere historiographische Praxis.

2. Strukturgeschichtliche Ansätze sind auch im Bereich der Politik oder der Geistesgeschichte möglich, erprobt und wünschenswert. Sie sind jedoch aufgrund von Eigenarten des jeweiligen Gegenstandes besonders naheliegend, dominant und vorwiegend im Bereich der Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Deren allmähliches Vordringen in den letzten Jahrzehnten hat deshalb das Anwendungsgebiet der Quantifizierung vergrößert. Quantifizierende Verfahren sind auf die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte natürlich nicht beschränkt, doch in diesen besonders häufig, nützlich und unverzichtbar. Das gilt insbesondere nach Erschließung neuer, früher kaum bearbeiteter Quellenbestände – etwa von Kirchenbüchern in der Historischen Demographie oder von Einwohnermeldeamtsakten bei der Untersuchung von Schichtung und Mobilität –, die nicht anders als quantifizierend bearbeitet werden können.

3. Eng mit den beiden genannten Akzentverschiebungen verknüpft, aber nicht mit ihnen identisch, ist die sich verstärkende Neigung vieler Historiker zur Arbeit mit reflektierten Begriffen, expliziten Modellen und teilweise mit Theorien, ihre Tendenz zur analytischen Geschichtswissenschaft, in Ergänzung zur Deskription oder Erzählung. Die damit wachsende methodische Bewußtheit hat sich oft mit wachsenden Genauigkeitsanforderungen und somit dem Bedürfnis nach Quantifizierung verbunden, zumal dort, wo Historiker die methodologischen Grundsätze der analytischen Wissenschaftstheorie akzeptierten. Umgekehrt förderte die Quantifizierung die Neigung zur begrifflichen Schärfe und manchmal auch zur Anwendung von Modellen. Trotz dieser Affinität zwischen Quantifizierung und theoretisch-analytischer Geschichtswissenschaft muß betont werden, daß theoretische Geschichtsschreibung nicht notwendig zur Quantifizierung drängt und diese oft ohne Modelle und Theorien auftritt.

4. Schließlich gab es eine Reihe von äußeren Einflüssen, die die Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft wichtiger werden ließen und veränderten: den Aufschwung der analytischen Wissenschaftstheorie vor allem im anglo-amerikanischen

Bereich, den Aufstieg der systematischen Sozialwissenschaften, gegenüber denen sich Teilbereiche der Geschichtswissenschaft weit öffneten und schließlich die revolutionäre Entwicklung der zur Verfügung stehenden, zunehmend elektronischen Geräte und zugehörigen Fertigkeiten; von diesen geht manchmal ein verselbständiger und problematischer Druck aus, doch das an massenhafter Quellenbearbeitung auch zu realisieren, was nun schon einmal im Unterschied zu früher technisch machbar geworden ist; zugleich verändert diese neue Technologie das einstmals viel handwerksmäßigere Quantifizieren des Historikers und baut neue Barrieren der Standards, des Wissens, der Sprache, der Arbeitsteilung und des Arbeitsstils auf, die nicht ohne spezielle Ausbildung und längere Vorbereitung übersprungen werden können.

III. Kritik an der Quantifizierung

Wenn trotzdem Quantifizierung insbesondere hierzulande bisher nur von einer Minderheit von Historikern betrieben und selbst in deren Arbeiten durchweg nur Teilschritte quantifizierend vollzogen werden, dann liegt das an einer Reihe von teils guten, teils schlechten Gründen.

1. Wichtige Aspekte der vom Historiker thematisierten Wirklichkeit entziehen sich der Quantifizierung im Prinzip – dank einiger spezifisch geschichtswissenschaftlicher Fragestellungen. Des Historikers Erkenntnisinteresse an der Veränderung geschichtlicher Wirklichkeit in der Zeit und sein legitimes, auch in Kategorien vernünftiger gegenwärtiger Praxis begründbares Insistieren auf der Erkenntnis der historischen Wirklichkeit in ihrer Komplexität und Multidimensionalität sperren sich gegen quantitative Zugriffe, insofern diese in Form langer Zeitreihen gerade die qualitative Nicht-Veränderung (Identität) der gezählten Einheiten voraussetzen und ihre größten Erfolge dann erzielen, wenn sie auf relativ sauber von anderen Wirklichkeitsbereichen isolierbare Teilbereiche angewandt werden. An der amerikanischen „New Economic History“ der 60er Jahre ließe sich das zeigen, die ihre großen Erkenntnisfortschritte mit allzu großer Isolierung ihres Gegenstandsbereiches von anderen Teilen der historischen Wirklichkeit und mit der Ignorierung der nicht unter ihr rigides Raster fallenden Wirklichkeitsaspekte bezahlte. Überdies werden auch dann, wenn analytische Methoden in der Geschichtswissenschaft weniger unterentwickelt sind als heute, hermeneutisches Sinnverstehen und Interpretation – und das heißt: nicht-quantifizierende Verfahren – in der Geschichtswissenschaft unabdingbar und zentral sein. Deutlicher als in anderen Wissenschaften wird aus diesen Gründen in der Geschichtswissenschaft Quantifizierung nur in Teilbereichen der jeweiligen Arbeit realisierbar und wünschenswert sein, somit auch in ein und derselben Studie aus nicht-quantifizierenden Argumentationsschritten entwickelt werden und in solche übergehen. Es ist deshalb sinnlos, quantitative Geschichtswissenschaft als Alternative zur „qualitativen“ zu fordern; sie kann nur in ständiger Wechselbeziehung mit dieser existieren und kann auch m.E. deshalb nicht als Basis einer geschichtswissenschaftlichen „Richtung“, „Schule“ oder Forschungsinstitution dienen. Hier liegen prinzipielle Grenzen von Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft, die wir aber noch lange nicht erreicht haben.

2. Im Unterschied zu anderen Wissenschaften fehlen dem Historiker oft die zur Quantifizierung nötigen Daten, nicht weil sie im Prinzip nicht bestehen könnten,

sondern weil sie nicht oder nur ungenau überliefert wurden und nachträglich nicht mehr zu erheben sind. Wo in dieser Hinsicht die der geschichtswissenschaftlichen Quantifizierung gezogenen Grenzen liegen, läßt sich nicht generell bestimmen, nur im Kampf mit den Quellen erproben. Gerade die letzten Jahre haben dank neuer Ideen, dank Theorieanwendung und dank EDV früher unvorstellbare große Siege auf diesem Feld gebracht.

3. Angesichts der Komplexität des geschichtswissenschaftlichen Forschungsfeldes und angesichts unvollständiger bzw. ungenauer Quellenüberlieferung würde konsequente Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft häufig einen sehr hohen Mitteleinsatz bedeuten, außerhalb jedes angemessenen Verhältnisses zum vermutlichen Ertrag. Auch deshalb schreckt mancher Historiker vor konsequenter Quantifizierung innerhalb seiner Fragestellungen zurück. Doch auch hierbei ist nicht vorneweg und allgemein zu bestimmen, an welchem Punkt das Verhältnis zwischen Mitteleinsatz und zu erwartendem Erkenntnisfortschritt „unangemessen“ wird; fordern wird man aber dürfen, daß der Entschluß zum großen Quantifizierungsaufwand durch vorgängige, nicht aus der Quantifizierung selbst folgende Hypothesen und durch präzise Erkenntniserwartungen begründbar sei und nicht nur deshalb Daten erhoben und manipuliert werden, weil dies eben technisch machbar geworden ist.

4. Schließlich stehen vor allem in Deutschland konsequenter Quantifizierung noch mächtige historiographische Traditionen historistischer Provenienz und daraus folgende Vorurteile im Wege, die das für ihre wissenschaftliche Praxis relevante Selbstverständnis vieler Fachhistoriker trotz aller Reformdiskussionen des letzten Jahrzehnts noch weiterhin kräftig bestimmen. Sie haben auch in den Studiengängen an den Hochschulen feste Gestalt gewonnen und erschweren die ohnehin nur unter Schwierigkeiten zu meisternde, aber dringliche Aufgabe, einer größeren Zahl von Geschichtsstudenten – wie in anderen Ländern längst der Fall – den Zugang zu fortgeschrittenen quantifizierenden Verfahren mit den entsprechenden Grundkenntnissen und -fertigkeiten zu vermitteln. Die aus dem Historismus überkommene Skepsis gegenüber expliziten Hypothesen und Vergleichen, gegenüber Generalisierung und Quantifizierung ist besonders hierzulande noch stark, zumal sie in einigen ihrer Aspekte in den letzten Jahren von der Positivismuskritik hegelianisch-marxistischer Richtungen Schützenhilfe erhielt. Die historische und die – in der hiesigen Geschichtswissenschaft sehr viel schwächere – marxistische Positivismuskritik haben zum Teil die Wirkung, durch den an sich berechtigten und notwendigen Hinweis auf die prinzipiellen Grenzen von Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft einen Zustand zu rechtfertigen oder doch seine ohnehin schwierige Überwindung noch schwieriger zu machen, in dem diese prinzipiellen Grenzen noch längst nicht erreicht und die durch mehr Quantifizierung auf vielen Gebieten möglichen Erkenntnisfortschritte noch nicht hinreichend realisiert worden sind.

IV. Perspektiven der Quantifizierung

Anzustreben ist ein Zustand, in dem Quantifizierung ein im Studium entsprechend vermittelter, für Historiker selbstverständlicher, auf dem einen Feld mehr, auf dem anderen Feld weniger anwendbarer Bestandteil ihrer Ausrüstung wird, über dessen Pro und Contra nicht mehr allzuviel theoretisiert und der nicht mehr propagiert

werden muß, eben weil er selbstverständlich geworden ist. Von einem solchen Zustand sind wir aber noch weit entfernt. Von QUANTUM e.V. würde ich hoffen, daß es durch Anregungen, Informationen, Kontaktherstellung, Erfahrungsaustausch, vor allem auch durch überregionale Ausbildungsprogramme und andere Mittel zur Herbeiführung eines solchen Zustandes beiträgt.